

Nr. 249. Bromberg, den 28. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(33. Fortsetzung.)

Der Vorsteher und seine Frau gingen wieder, aber andere Bekannte traten heran. „Wie lang bleibt Ihr noch hier?" wurde Malke gefragt.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie. „Wie es mein Vater bestimmt."

„Es ist doch ein Unrecht," dachte er, „daß man ihr noch immer nichts von seinem morgigen Kommen gesagt hat."

Er teilte es ihr halblaut mit.

Die Wirkung war eine ganz unerwartete. Sie erbleichte und starrte ihn aus weitgeöffneten Augen erschreckt an.

„Um Gotteswillen," murmelte er, „was haben Sie?"

Sie hatte sich gefaßt.

„Was ich habe?" fragte sie bitter, ja verachtungsvoll. „Ich soll mich wohl noch freuen, daß Sie es wissen und ich nicht? Ihnen hat es natürlich der Marschallik gesagt!"

„Ja!" gestand er. „Aber —" Da durchfuhr ihn ein Gedanke: sie glaubte offenbar, der Vater komme, um ihre Verlobung mit Mosche Grün zu feiern.

„Jetzt verstehe ich!" sagte er lächelnd. Freilich konnte er vor Taube nicht offen sprechen, aber es gelang ihm doch wohl, sich ihr verständlich zu machen. „Sie glauben, er kommt, um das — sagen wir das Geschäft, das der Marschallik vermitteln wollte, abzuschließen? Davon ist keine Rede mehr! Der Mann, der das Geschäft schließen sollte, hat eingesehen, daß es für ihn nicht passend ist, und ist zurückgetreten."

„Wie?" rief sie fassungslos vor Freude. „Verstehe ich Sie recht?" Sie schluchzte auf, griff nach seiner Hand und drückte sie.

Ihn durchrieselte es heiß. „Liebe Malke," murmelte er. „Beruhigen Sie sich! Niemand wird Sie zwingen! Sie — Sie werden jenen Mann heiraten, den Sie selbst gewählt haben."

Das ungestüme Glücksgefühl, das ihn durchflutete, machte seine Worte undeutlich, aber sie hatte ihn doch verstanden.

„Sender, lieber Sender!" stieß sie mit glühenden Wangen hervor und preßte seine Hand in ihren beiden. „Sie sind ein edler Mensch, Gott wird es Ihnen lohnen — durch Glück und Ruhm auf Ihrer Laufbahn, die Sie sich erwählt haben." Sie lächelte ihn durch Tränen an. „Sie kennen mein Geheimnis — aber ich auch das Ihre! Wir haben es wohl beide nur erraten? . . . Aber ich kann jetzt nicht so . . ." Ihre Stimme brach sich. „Ich danke Ihnen noch morgen. Bis in den Tod vergess' ich's Ihnen nicht."

Und sie stürzte ins Haus.

„Was war das?' fragte Frau Taube erstaunt.

Er konnte nichts erwidern. „Gute Nacht", murmelte er endlich und stürzte davon, ohne auf die Richtung zu achten. Erst als das Rauschen des Sered an sein Ohr schlug, hielt er an. Er war in die Anlagen zum Flusse gelangt. Auf die nächste Bank saß er nieder.

„Was war das?" sagte er endlich laut vor sich hin. „Ich glaube — eine Verlobung."

Er schloß die Augen, wie nachmittags auf der Heide, und auch dasselbe selige Lächeln lag auf seinen Zügen.

Kühl strich der Herbstwind durchs entlaubte Geäst, der Fluß rauschte durch die stille, tiefdunkle Nacht, sonst war nichts hörbar, als das Schlagen der Glocken. Er aber vernahm auch diese nicht, nur die holde, weiche Stimme:

„Sender — lieber Sender!"

Lange, lange saß er so. Er hat diese Stunden nie vergessen, trotz alledem, was ihnen gefolgt, niemals, und noch in der Sterbestunde hat ihn die Erinnerung daran gelabt, wie glücklich er in jener Nacht gewesen . . .

Als der Morgen nahte, erhob sich der Ostwind stärker und überdeckte ihn mit welken Blättern. Da endlich erhob er sich, heimzugehen.

Jenseits des Flusses sah er im ersten grauen Morgenschimmer die Ruinen des Schlosses ragen. „Da führ' ich sie einmal hin", dachte er, „an dieser Stelle hat mein Glück begonnen. Wenn das der arme Wild noch erlebt hätte."

Er ahnte nicht, wie bald er den Raum wieder betreten sollte und was dort seiner harrte.

Es war bereits lichter Tag, als er sein Lager aufsuchte. Schon nach zwei Stunden erhob er sich wieder, das Morgengebet zu sprechen. „Dank Dir, Gnadenreicher, der Du erfüllest, wonach unser Herz schmachtet!" Seit jenem Aprilmorgen, an dem ihn dann sein Blutsturz ereilt, hatte er diese Worte nicht mehr mit so heißer Inbrunst gesprochen.

Als er die Wohnstube betrat, kam ihm die Mutter besorgt entgegen.

„Du mußt heut' nacht spät heimgekommen sein", sagte sie. „Ich war bis Mitternacht auf und habe dich erwartet. Gestern nachmittag hat mir der Bote diesen Brief vom Bezirksamt gebracht." Sie reichte ihm den geschlossenen Brief hin.

„Wir wollen den häßlichen Brief nicht erst aufmachen, Mutter", sagte er mit feuchten Augen. „Was sagst du immer: ‚Gott nimmt nicht bloß, er gibt auch und gibt mehr, als er nimmt.' In dem Brief steht, daß du die Maut nicht mehr bekommst. Aber deshalb wollen wir doch fröhlich sein — heut' verlob' ich mich mit Malke."

Mit einem Freudenschrei sank ihm die alte Frau in die Arme. Sie hielten sich lange und wortlos umschlungen.

„Gottlob", rief sie dann und pries das schöne Mädchen. „Aber daß du damals das Bild gesehen hast, war doch nur ein Zufall, nicht meine Absicht."

„Aber ein glücklicher Zufall", sagte er fröhlich, „sonst hätte ich mich nicht so rasch in sie verliebt."

Erst nach einer Weile griff Frau Rosel wieder nach dem Brief. „So lies doch", bat sie.

Er tat's. „Es ist so, Mutter."

„Aber was wird nun aus mir?" klagte sie.

„Eine zärtliche Großmutter", erwiderte er und küßte ihre Stirne; „das gibt noch mehr zu tun, als dem Kaiser die Maut einzuheben. Und angenehmer ist's obendrein, nicht wahr?"

Er fand den Laden bereits geöffnet, Dovidl am Schreibtisch einige Kunden bedienend. Aber unerhört genug! er drohte nicht aus der Haut zu fahren und schwieg auch über den gestrigen Nachmittag. Und als Sender davon begann, erwiderte er freundlich: „Ich weiß ja, was vorgeht . . . Wenn du auch heut' nachmittag frei haben willst, so sag's nur."

Nur zögernd räumte er dann den Platz am Schreibtisch. Er befürchtete offenbar, daß Sender heute noch mehr Unheil anrichten werde, als gestern. Aber der junge Mann war trotz der durchwachten Nacht und des Ereig-

nisses, das seiner harrte, so klar im Kopf, so voll ruhigen, sicheren Glücksgefühls im Herzen, daß er die Arbeiten in der Lotterie, trotz des großen Andrangs — es war ja heute Dienstag — pünktlich erledigte und daneben noch Zeit fand, die Eingabe Fragezeichen-Ritterstolz fertig ins reine zu schreiben. Dennoch lehnte er den angebotenen Urlaub ab.

Als er zur Mittagsstunde heimging, begegneten ihm einige Lohnwagen. „Komisch genug wär's", dachte er, „wenn da so mein künftiger Schwiegervater an mir vorbeiführe. Ich kenn' ihn ja nicht!" Und als er von fern einen Chorostkower Kutscher, seinen einstigen Kumpan von der Landstraße, in einem leichten Wägelchen daherkutschieren sah, blickte er neugierig hin. „Da könnt' Reb Hirsch wirklich kommen." Aber drin saß nur ein Frauenzimmer, er wollte vorbei, ohne aufzublicken.

Da hörte er sich plötzlich angerufen, und gleichzeitig hielt das Wägelchen. Er sah auf und in das runde, wohlgenährte Antlitz Jüttes.

„Gottswillkomm!" rief er fröhlich und trat an den Schlag. „Welcher gute Wind bringt Euch her? . . . Aber bringt Ihr Euren Reb Hirsch nicht mit?"

„Der kommt morgen", sagte sie unsicher und sah ihn aus den braunen Augen, die sonst so munter und durchdringend blickten, fast zaghaft an. „Wie — wie geht's Euch, Sender?"

„Dank' der Nachfrag'", rief er lustig. „So gut wie noch nie! Euer Vater sagt Euch den Grund!"

„So?" fragte sie befangen und seufzte tief auf. „Und wie geht es —" Sie stockte. „Aber ich will Euch nicht aufhalten."

„Habt Ihr in der Zwischenzeit das Seufzen gelernt?" fragte er lachend. „Reb Hirsch kommt doch gewiß morgen?"

„Gewiß", erwiderte sie gedrückt, „wenn es nötig ist!"

„Dann kommt er", lachte Sender. „Denn es ist dringend nötig. Auf Wiedersehen! Und grüßt Malke. Ich komm' Abends, wenn nicht schon früher!"

„Auf Wiedersehen!" murmelte sie betrübt und ließ den Kutscher weiterfahren.

Er machte sich nicht viel Gedanken über das veränderte Wesen des Mädchens; daheim erzählte er der Mutter doch davon lachenden Mundes. Auch sie lächelte.

„Merk' dir's, Sender! Jedes arme Mädchen, das noch keinen Bräutigam hat, seufzt bei der Verlobung ihrer reichen Freundin. Jütte wünscht deshalb doch dir und Malke gewiß das Beste."

Er nickte fröhlich. Leise pfeifend ging er in den Laden zurück und an die Arbeit. Während er aber der Frau Putkowska einen Traum auslegte — diesmal hatte ihr nicht von einem rosa Seidenkleid geträumt, sondern von einer Geißel, 85 — stürzte Mosche Grün herein, legte ein Briefchen vor ihn hin und lief davon.

Pochenden Herzens besah er die Adresse: „An Herrn Sender Kurländer, Wohlgeboren hier. Durch Güte." Wie fein und zierlich sie schrieb. Drinnen stand:

„Lieber Freund!

Ich habe Sie dringend zu sprechen. Kommen Sie heute nachmittag vier Uhr zur Ruine. Ich werde Sie dort mit meiner Freundin Jütte erwarten.

Mit herzlichem Gruß

Ihr treue Freundin

Regina Salmenfeld."

Selig, verzückt starrte er auf das Blättchen. Die Liebe, Gute wußte, wie sehr er sich nach ihr sehnte, und gewährte ihm freiwillig ein Stelldichein, nur um ihm für seine Werbung „zu danken". Du lieber Himmel, sie ihm „danken". Das hätte eine Barnowerin nicht getan, aber er hatte eben das Glück, eine „aufgeklärte" Braut zu haben. Jütte würde dabei sein, schrieb sie, natürlich, aber der alte Schloßhof war groß. . . .

Es war halb vier. „Ich muß nun doch fort", sagte er Dovidl, der ihn denn auch sofort entließ.

„Ich muß doch als der Erste da sein", dachte er und eilte über die Seredbrücke den Hügel empor, in den Schloßhof. Aber als er den wüsten Raum betrat, sah er schon ein Frauengewand durch das kahle Geäst schimmern.

Es war Jütte. Sie saß auf der Bank neben dem verschütteten Brunnen und starrte gesenkten Hauptes vor sich hin. Als er näher trat, fuhr sie empor.

„Ihr — Ihr allein?" rief er und als er sah, wie bleich sie aussah und daß ihre Augen gerötet waren, stieß er zitternd hervor: „Was — was ist geschehen?"

In ihr Antlitz schlugen die Flammen. „Nichts", murmelte sie. „Malke ist wohl, aber sie kommt nicht. Sie wollte es, aber es wäre . . . es wäre doch wohl über ihre Kraft gegangen . . . Die Ärmste, welche furchtbaren Aufregungen hat sie in letzter Zeit erlebt! Aber auch um Euretwillen, Sender, habe ich sie davon abgebracht. . . . Derlei hört man aus fremdem Munde leichter."

„Um meinetwillen?" . . . Er schwankte und griff nach dem steinernen Rand des Brunnens, sich zu halten. . . . „Was redet Ihr da?"

„Hört mich an", bat sie und faltete die Hände, „hört mich ruhig an. Es wird Euch hart treffen, ich weiß, sehr hart." Wieder schossen ihr die Tränen in die Augen. „Aber es ist niemand daran schuldig. . . . Vielleicht mein Vater, aber auch er hat es gut gemeint." Die Tränen erstickten ihre Stimme.

„Sprecht!" murmelte er.

Sie nickte. „Ich will es kurz machen. Aus Eurer Verlobung mit Malke kann nichts werden. Sie liebt seit ihrer Kinderzeit einen anderen, ihren Vetter Bernhard. Vor zwei Jahren hat sie sich mit ihm verlobt. Reb Hirsch wollte nichts davon wissen; ein ‚Deutsch', der Schweinefleisch ißt — Ihr versteht. Es waren furchtbare Auftritte im Hause, auch die Stiefmutter war dagegen. Und die Frau ist sehr bös. Sie haben beschlossen, Malke mit einem Frommen zu verheiraten, auch gegen ihren Willen . . . Mein Vater hat sie vielen angetragen, aber — es ist ja ein Getaufter in der Familie — es ist nicht gegangen. Darum war Reb Hirsch schließlich auch mit Euch zufrieden, obwohl Ihr auch Deutsch gelernt habt. Aber da war ja ein anderes Hindernis, Ihr wolltet ja nicht heiraten wegen Eurer Pläne. Ihr wollt ja Schauspieler werden. . . ."

Er hatte ihr wie betäubt zugehört, bleich bis in die Lippen, aber ohne Regung. Bei diesem Wort ging ein Zucken durch sein Antlitz.

„Erschreckt nicht!" sagte sie hastig. „Ich bin zuerst auf den Gedanken gekommen, Malke hat es dann aus Euren Gesprächen ganz erkannt. Aber von uns beiden erfährt es niemand."

„Weiter", sagte er tonlos.

„Da hat also mein Vater seinen Plan geschmiedet. ‚Ein halber Deutsch ist er, da soll er sich auch so verloben.' Ich sollte mit Malke herkommen, Eure Bekanntschaft vermitteln, Euch und ihr zureden. Aber ich hab' ‚nein' gesagt. Mein Vater hat gejammert, Reb Hirsch hat gedroht, mich aus dem Haus zu geben. Ich bin fest geblieben." Ihre Augen blitzten. „Zu einem solchen Spiel zwischen zwei guten Menschen hab' ich nicht mithelfen wollen. . . ."

„Und da haben sich die anderen gefunden", sagte er. „Der Vorsteher und Taube und die ganze Stadt. Und jetzt", fügte er knirschend hinzu, „bin ich zum Gespött für sie alle geworden. . . ."

„Nur die beiden haben es gewußt", sagte sie schüchtern. „Und zum Gespötte, sagt Ihr — wer dürft' Euch verspotten? Ihr habt ehrlich . . ."

„Dann war", unterbrach er sie finster, „natürlich auch das mit Mosche eine Lüge."

„Ja", sagte sie.

Er nickte. Nun war ihm alles klar. Er schlug die Hände vors Gesicht, ihm war so weh, so furchtbar weh zu Mute, wie nie zuvor im Leben. Als hätten ihm die Leute das Herz aus der Brust gerissen und in den Schlamm geworfen. . . . Er stöhnte leise auf, auch aus körperlichem Schmerz, nun empfand er wieder ein Stechen bei jedem Atemzuge. „Was liegt daran", dachte er, „wenn ich jetzt sterbe . . ."

Dann aber raffte er sich empor. „Es ist gut", sagte er und ließ die Hände sinken. „Geht, Jütte!"

Sie blickte ihm ins Gesicht und schlug erschreckt die Hände zusammen. Wie entstellt er war, wie jählings gealtert. „Sender", rief sie schluchzend. „Habt Ihr sie denn so lieb? Ich kann mir's ja denken, sie ist so schön, so gebildet. Aber bedenkt, wär' das ein Glück geworden? Sie will ja einen anderen und denkt nur an ihn . . ."

„Darum hat sie sich auch hierher schicken lassen," fiel er bitter ein. „Was liegt an einem Pojaz? Der muß die Komödien früh gewohnt werden!"

„Das glaubt Ihr selbst nicht!" rief sie. „Sie hat freilich ihre Fehler wie jeder Mensch, und so lieb ich sie hab', ich kenne diese Fehler. Sie ist ein anderer Mensch als Ihr, vielleicht auch — vielleicht auch als ich — bei Euch kommt alles aus dem Herzen und bei ihr alles aus dem Verstand. Und darum —" sie errötete bis ans Stirnhaar — „ich sag's nicht, um Euch zu trösten, ich mein's wirklich so, bei Gott — vielleicht wär's doch zwischen Euch beiden nicht gut geworden, auch wenn sie nicht mit ihrem Doktor versprochen wär. Sie ist sehr gebildet, aber sie weiß auch, daß sie es ist, und wer nur ein Tüpfele weniger weiß als sie, ist nichts in ihren Augen, auch wenn er das beste, treueste Herz hätt." Sie hat vielleicht hundert Bücher gelesen, ja, oder gar noch mehr, aber glaubt Ihr ‚daß sie nur ein bissele Supp' für einen Kranken kochen kann? Oder nähen und stricken? Nur immer lesen und an den Bernhard denken. Er war ihr Lehrer und weiß mehr als sie, und wenn sie ihn bekommt, ist sie Frau Doktorin und kann in einer großen Stadt leben — — —"

„Aber was red' ich da?" unterbrach sie sich, wieder flammte das rundliche Gesicht purpurn . . . „Ich wollt' nur sagen, Ihr dürft's ihr nicht verargen, daß sie hergekommen ist. Sie hat die Höll' im Haus und fürchtet den Vater, und

so denkt sie: „Du hast die Gewalt — und ich den Verstand." Sie hat sich zum Schein gefügt, und vielleicht hab' auch ich etwas Schuld. Ich hab' ihr gesagt: „Dieser Sender hat etwas ganz anderes vor, als heiraten." So ist sie gekommen mit dem Vorsatz, Euch so schlecht zu behandeln, daß es zu nichts kommt. Aber da habt Ihr ja zum Unglück gleich am ersten Abend gesagt, daß auch Ihr nicht wollt —"

„Ein Mißverständnis," sagte er. „Und auch das gestern abend. Ich hab' Mosche gemeint und sie mich." Seine gequälten Nerven überkam plötzlich ein Lachreiz. „Hahaha!"

„Sender," rief sie ängstlich, „ich bitt' Euch, weint, wenn es Euch so ums Herz ist, aber lacht nicht. Mir ist so bang um Euch. Ihr tut mir so leid. Und ich kann Euch doch nicht helfen." Sie hob schluchzend die gefalteten Hände zu ihm empor. „Beruhigt Euch!"

Er verstummte, dies Lachen hatte ihm selbst zu wehe getan. Und wie er sie so weinend vor sich stehen sah, rührte ihn ihre Teilnahme.

„Ich dank' Euch, Jütte," sagte er. „Aber nun verzeiht —" Seine bleichen Lippen versuchten ein Lächeln . . . „Es ist doch etwas plötzlich gekommen . . ."

„Ihr wollt allein sein! Aber wir müssen doch erst verabreden, wie die Sach' zu beenden ist . . ."

„Sie ist zu Ende. Sie will mich nicht, ich werd' sie nicht zwingen."

„Aber was fangen wir mit ihrem und meinem Vater an?" fragte sie angstvoll. „Beide ahnen natürlich nicht, daß ich mich da eingemengt hab. Was mich erwartet, wenn sie es erfahren, könnt Ihr Euch denken. Aber das braucht Euch nicht zu bekümmern." Die kleine untersetzte Gestalt reckte sich energisch auf, die braunen Augen blitzten . . . „Immer gradaus, und wenn ein Mensch das Rechte tut, muß er auch die Folgen auf sich nehmen. Meinetwegen also braucht Ihr meine Bitte nicht zu erfüllen. Nämlich als gestern das Telegramm meines Vaters kam, Reb Hirsch möchte gleich kommen, sagte er mir: „Ich hab' morgen ein großes Geschäft, fahr' du hinüber, red' ihr zu, sag' ihr, was ich ihr antue, wenn sie „nein" sagt, vielleicht geht es auch ohne mich; denn bei der Verlobung kann mich Reb Jossef vertreten. Geht's nicht, so mag mir dein Vater morgen telegraphieren, und ich komm' übermorgen." Ich muß meinem Vater bis zum Abend Bescheid sagen, natürlich Nein. Dann kommt Reb Hirsch morgen — und das wird furchtbar sein. Also —"

„Soll ich Eurem Vater sagen, daß ich's mir anders überlegt habe?"

„Ja — darum läßt Euch Malke anflehen. Ich soll, sagt sie, auch für mich bitten, das kann ich nicht. Und Euch vorstellen, daß es für Euch das beste ist, auch dies wär' nicht ehrlich. Denn wohl steht Ihr dann vor der Welt stolz da, aber Eure Mutter hättet Ihr schwer gekränkt. Um Malkes willen aber — ja, da kann ich bitten, und ich tu's aus ganzem Herzen." Wieder hielt sie ihm die gefalteten Hände entgegen. „Ihr bewahrt sie vor Bösem, vor dem Schlimmsten. Ihr kennt Reb Hirsch und seine Frau nicht, ich aber kenne sie . . . Und Malke ist Euch ja lieb" — sie errötete — „Ihr habt die Liebe zu ihr bekommen. Ich weiß nicht, was das ist, aber es muß etwas Großes sein. — Sender, wenn Ihr sie sehen könntet, wie eben ich, als ich von meinem Vater kam und ihr alles aufklärte — so verzweifelt, die schönen, blauen Augen starr vor Furcht und Entsetzen. . . . Sender, sie ist ein armes Geschöpf, und weil sie Euch so teuer war und weil Ihr ein guter Mensch seid . . ."

„Ich will's tun," murmelte er. „Verlaßt Euch drauf. . . . Noch heute sag' ich's Eurem Vater . . ."

„Sender," rief sie, „das tät' kein anderer! . . . Wo Ihr Eure Mutter so lieb habt! Was habt Ihr für ein Herz! Gott wird's Euch lohnen! Mit einem treuen Weib, das Euch liebt, wie Ihr verdient, und mit Glück und Gedeihen bei dem, was Ihr vorhabt . . ."

„Dabei vielleicht, wenn Er barmherzig ist," erwiderte er mit zuckenden Lippen. „Aber ein Weib . . . ich werd' allein bleiben . . ."

Er wandte sich ab und schritt dann rasch tiefer ins Gemäuer hinein.

Sie schlug den Blick zu Boden. „Ich will nicht sehen, wie er weint," murmelte sie. Ihr selbst aber rannen unablässig die Tränen über die runden Wangen, während sie ins Städtchen hinabschritt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Sparsamkeit im Volksspruch.

Auf Sparen folgt Haben.

*

Was Gott gibt in Gnaden,
Soll man weislich sparen.

*

Junges Blut, spar' dein Gut!
Armut im Alter wehe tut.

*

Sparen ist verdienen.

*

Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.

*

Wer spart, wenn er hat, der findet, wenn er sucht.

*

Sparhand macht aus wenig viel.

*

Sparsamkeit erhält auch die Gesundheit.

*

Sparsamkeit ist der Reisenden bester Zehrpfennig.

*

Sparsamkeit ist weit vom Geize entfernt.

*

Sparschaft bringt Barschaft.

*

Sparsamkeit und Fleiß machen kleine Häuser groß.

*

Sparenichts und Habenichts wohnen unter einem Dache.

*

Wer nicht spart zur rechten Zeit, der darbt zur Unzeit.

*

Spart man's, so hat man's.

*

Sparen, wo man soll, ist der beste Zoll.

*

Sparen macht reiche Leute.

*

Spare in der Zeit, so hast du in der Not.

*

Spar' und halte, weil du hast,
Notleiden ist ein böser Gast.

*

Spar', so kannst du im Unfall besteh'n;
Verschwender muß oft betteln geh'n!

*

Spare als ein Unsterblicher und brauche mit Maß
als ein Sterblicher.

*

Wer seine Sparbüchse in Stücke schlägt, wird sein Geld
leicht los.

Hans Runge.

Die zwölf heiligen Nächte.

Von Dr. Georg Bründl-München.

Wir leben im Geheimnis des Lichtes. Es kommt vom Himmel zur Erde, Leben und Freude spendend. Daher streckten sich schon vor Jahrtausenden Menschenhände betend zu jenem glänzenden Feuerball empor, ohne dessen segenspendende Strahlen auf Erden Nacht und Tod herrschen würden.

Die alten Naturvölker, je selbst noch unsere Großväter, die noch nicht so wie wir die Verwendung des künstlichen Lichtes kannten, lebten daher noch in viel größerer Abhängigkeit vom zu- und abnehmenden Tag und standen noch ganz im Banne des Sonnenrhythmus. Besonders tief wurden sie von diesem eigenartigen Zauber der Naturstimmung zur Wintersonnenwende am 25. Dezember ergriffen, wo die nordischen Völker germanischer Abstammung die größte Feier des Jahres, ihr „Julfest", begingen. Es war das Fest des wiederkehrenden Lichtes, das Fest der Sonne, denn der Name „Jul" bedeutet „Rad", „Sonnenrad". Da nun von der Kirche Christus das „Licht der Welt" genannt wird, dessen Geburt nach alter Überlieferung ebenfalls in die Zeit der Wintersonnenwende fiel, so wurde unter Kaiser Theodosius (379—395) der 25. Dezember auch für die Feier des Geburtsfestes Christi bestimmt, und so war aus dem heidnischen ein christlicher Festtag geworden. Die Kirche hätte keine passendere Zeit wählen können, denn auch die römisch-heidnischen Feste der Saturnalien fielen in die Zeit der Wintersonnenwende, und bei den nordischen Völkern hat der heidnische Name „Jul" bis heute noch die Bedeutung „Weihnachten" beibehalten.

In den nordischen Ländern, hauptsächlich in Norwegen, hielt sich aber auch nach der Christianisierung noch lange der alte Brauch, die auf den 25. Dezember folgenden zwölf Nächte, also die Zeit bis zum 6. Januar durch Arbeitsruhe zu heiligen. „Man ahnte und gewahrte in dieser feierlichen Naturzeit, was im Verborgenen vorgeht, und vernahm mit geistig fein gestimmtem Ohr den gewaltigen Kampf der Kräfte in der Natur." (A. Freybe, „Weihnachten in deutscher Dichtung".) Vollzieht sich doch in diesen zwölf heiligen Nächten gewissermaßen der Kampf zwischen Licht und Finsternis. Die Sonne scheint auf ihrem Lauf stille zu

stehen, und zwölf Tage dauert es, bis das Licht das beharrliche Sträuben der Dunkelheit überwindet. Der Sieg des Lichtes vollzieht sich langsam, aber zuversichtlich. Diesen geheimnisvollen Kampf dachten sich die alten Germanen hauptsächlich durch Odin oder Wotan ausgefochten, wenn er in den Stürmen der Mitternächte in Begleitung seiner Gemahlin Berchta oder Holle durch die Lüfte dahinbrauste.

„In der Zeit der zwölf heiligen Nächte
Toben finster heimliche Mächte,
Es geht der Sturm, es klirren die Fenster,
In Häusern, in Herzen rumoren Gespenster.
Frau Holle fährt mit dem wilden Heer,
Durch die finstere, pechschwarze Nacht einher."

In der Zeit der zwölf heiligen Nächte durfte kein Dünger gefahren, kein Korn gedroschen werden, keine Spindel durfte sich drehen, denn das Rad („Jul") war bei unseren nordischen Vettern schon von altersher das Sinnbild der Sonne. Alle Geräte, die an die Arbeit mahnen, mußten beiseite geräumt werden. Es durfte weder gebacken noch gewaschen werden. Ein altes Sprichwort hieß: „Wer in den Zwölfen die Wäsche hängt, der muß den Kirchhof bekleiden." Bei den germanischen Völkern im hohen Norden fiel besonders noch schwer ins Gewicht, daß sie während dieser Zeit das „goldene Rad am Himmel", von dem sie alles Leben auf Erden abhängig wußten, überhaupt oder fast gar nicht mehr sahen. Die Zeit vom 25. Dezember bis 6. Januar erschien ihnen wie eine einzige große Nacht. Es war für sie gleichsam ein „Riß, eine Spalte in der Zeit", durch welche die Ewigkeit mit ihren Wundern hereinschaut. Und ehrfurchtsvoll begingen sie das kosmische Erleben der Wintersonnenwende durch die Feier der heiligen zwölf Nächte. So war ihr Leben tief mit dem Rhythmus des Alls verflochten.

Die kosmische Zahl „zwölf" der heiligen Nächte bedeutete für die Alten der ganze Jahreslauf der Sonne durch die zwölf Tierkreiszeichen. Daher kündigte sich nach ihrer Anschauung das Schicksal des ganzen Jahres symbolisch in dieser Zeitspanne an. Jeder der zwölf Tage bedeutete für sie einen Monat des kommenden Jahres. Aus jedem einzelnen Tag schloß man daher auf das Wetter des ganzen Monats. Ein alter Spruch besagte: „Wie sich das Wetter vom Christtag bis Heilige drei Könige verhält, so ist es das ganze Jahr bestellt."

Aber nicht nur das Wetter, sondern auch das eigene Schicksal glaubte man in den heiligen zwölf Nächten ergründen zu können. Man achtete auf die Träume und glaubte, daß der Mensch in diesen zwölf Nächten Wahrträume habe. Wenn z. B. ein Mädchen in einer der „zwölf heiligen Nächte" von einem jungen Burschen träumte, so rechnete sie damit, daß sie im schönen Monat Mai einen Heiratsantrag bekommen werde. Als Auswirkung dieses altnordischen Volksglaubens von den zwölf heiligen Nächten ist uns ein an Dantes „Göttliche Komödie" erinnerndes norwegisches Volksgedicht unter dem Titel „Traumgesang" („Draumkvaede") überliefert und durch Thorvald Lammers in einer Buchreihe der Vergessenheit entrissen worden. (Vergl. Ludwig Hoffmann, „Licht aus dem Norden".) Der Held des Gedichts ist ein junger Bursche, Olav Aasteson, der in der Zeit der zwölf heiligen Nächte prophetische Träume hatte. Am Weihnachtsabend war er in tiefen Schlaf versunken, aus dem er erst am dreizehnten Tag, als man zur Kirche ging, erwachte. Der in der Kirche versammelten Gemeinde erzählte er sodann seine Traumerlebnisse. Er hat im Traum Himmel und Hölle gesehen. Sein Ritt durch das Geisterreich ist schaurig. Hohe Berge, tiefe Täler und wilde unterirdische Ströme, wo böses Getier auf den Wanderer lauert, mußte er überwinden, bis er in das Reich der Abgeschiedenen gelangte. Hier bekam er einen Schimmer vom Paradies zu sehen, erlebte die Tage des Gerichts und erfuhr von den der Bösen im Jenseits harrenden Strafen ebenso wie von den Belohnungen der Gerechten.

„. . . Und das war Olaf Aasteson,
Der einst so lange schlief . . ."

Auch als Wunschnächte galten die heiligen Zwölf und fanden als solche ihren Höhepunkt in der Silvesternacht.

Die Katakomben von Ephesus entdeckt.

Einzigartige Ergebnisse für die christliche Altertumswissenschaft.

Die nach langjähriger Unterbrechung im Herbste dieses Jahres wieder ermöglichten Ausgrabungen zu Ephesus, die das Museum zu Smyrna in Kooperation mit dem von dem Österreichischen Archäologischen Institute delegierten Wiener Archäologen Professor Dr. Josef Keil unter Mitarbeit des Professors Dr. Max Theuer (Wien), Dr. Franz Miltner (Wien) und des Berliner Theologen Professor D. Adolf Deißmann vorgenommen hat, haben zu ungewöhnlich bedeutsamen Ergebnissen geführt. Neben einer reichen Ausbeute an Feststellungen und Funden zur antiken Architektur, bildenden Kunst und Topographie sowie an wichtigen Inschriften ist, wie dem „Ev. Pressedienst" aus Smyrna gemeldet wird, in der zweiten Hälfte der Grabungsperiode ein Resultat erzielt worden, das nicht verfehlen wird, die wissenschaftliche Welt aufs stärkste zu beschäftigen.

Man hatte mit der systematischen Erforschung der an den wild zerklüfteten Hängen des Panajirdaghs weithin sich ausdehnenden Nekropolen (Begräbnisstätten) der alten Hauptstadt Westkleinasiens begonnen. An der seit anderthalb Jahrtausenden bei Christen und Mohammedanern in hohem Ansehen stehenden Grotte der Siebenschläfer und der unmittelbar daneben in den Felsen geschnittenen Kirche war der Spaten angesetzt worden. Nach mehrwöchiger Arbeit, bei der es ungeheure Schutt- und Geröllmassen wegzuräumen galt, wurde dieser Gesamtbezirk als ein zusammengehörender altchristlicher Kultkomplex erkannt, in welchem sich an die Gräber berühmter Heiliger massenhafte Bestattungen ephesischer Christen in einer großen Katakombenanlage anschließen. Fast alle aus den bereits erforschten Katakomben der Mittelmeerwelt bekannten Gräbertypen sind dabei festgestellt worden: Troggräber mit Arkosolien, Nischengräber mit vielen Bestattungen übereinander, gemauerte Senkgräber, Loculi usw. Die Gräber spendeten eine Fülle von Beigaben: Vor allem zahlreiche Lampen mit vielen verschiedenen Typen, darunter skulpierte Stücke mit reizvollen Szenen des antiken und altchristlichen Bilderkreises und den verschiedensten Formen des Kreuzes wie auch des Monogramms Christi. Weiter Ampullen, Tongefäße und Inschriften. Die bisher nach ihren, über dem mehrere Meter tiefen Schutt nur kümmerlich sichtbaren Resten sehr verschiedenartig beurteilte Kirche ist jetzt in dem eindrucksvollen Ernst ihrer für die Geschichte des Kirchenbaues wohl einzigartig bedeutsamen Architektur freigelegt. Sie dürfte als Coemeterialkirche für den Kult der Siebenschläfer und biblischer Heiliger errichtet und, aus der Schlucht weit ins Freie herausragend, die Krönung des ganzen Katakombengebietes gewesen sein.

Die Entdeckung der Katakomben von Ephesus ist um so bedeutsamer, als Kleinasien bisher nennenswerte Anlagen dieser Art nicht hergegeben hatte. Die christliche Altertumswissenschaft wird durch die Erschließung der Katakomben von Ephesus zweifellos aufs stärkste befruchtet werden.

Gouverneur und Bauer.

Arabische Anekdote, mitgeteilt von **Karl Hage.**

El Hadschasche, Gouverneur einer afrikanischen Provinz, machte eines Tages mit seinen höheren Beamten eine Jagdpartie. Er verirrte sich bei Verfolgung einer Antilope, und als er, von seinen Begleitern abgekommen, den Weg suchte, sah er am Rande eines Feldes einen Greis, der, auf seinen Pflug gestützt, den Vorüberreitenden betrachtete.

„Woher bist du?" fragte der Gouverneur.

„Aus dem Dorfe, das du dort siehst."

„Ist es nicht den Beni Adschel?"

„Du hast es gesagt; dieses Duar ist eins der ihrigen."

„Und sage mir, guter Mann, was denkt man hier von den Beamten der Regierung?"

„Man denkt, daß es Leute ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Mitleid sind, welche die Einwohner berauben, verfolgen und unterdrücken."

„Und bist du auch dieser Meinung?"

„Vollkommen!"

„Und was sagst du von El Hadschasche?"

„Ich sage, er ist der schlimmste von allen. Gott möge sein Gesicht schwärzen und den Kalifen verfluchen, der ihm die Gewalt anvertraut hat."

„Weißt du wohl, mit wem du sprichst?"

„Bei Gott, nein!" sagte der Bauer.

„Ich bin El Hadschasche selbst!"

„In der Tat", sagte der Bauer, ohne mit der Wimper zu zucken, „das freut mich. Und weißt du wohl, wer ich bin?"

„Nein!" sagte der Gouverneur, über die Ruhe des Bauern erstaunt.

„Man nennt mich", sprach der Greis, „Zeid Ben Hamer, und ich bin der Narr der Beni Adschel. Jeden Tag, ein wenig vor Sonnenuntergang verliere ich den Verstand. Es ist vier Uhr, mein Anfall hat sich eingestellt. Verzeihe daher, wenn ich in mein Dorf heimkehre."

Der Gouverneur, zuerst innerlich erbost über die Äußerungen des Bauern, war von dessen Geistesgegenwart so erfreut, daß er den Alten nach einigen Tagen in seinen Palast rufen ließ und ihm ein wichtiges Amt anvertraute.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.